

IVAN SCIAPECONI

DIE KINDER DES DON ARRIGO



ROMAN NACH EINER
WAHREN GESCHICHTE

Ivan Sciapeconi
Die Kinder des Don Arrigo

IVAN SCIAPECONI

DIE KINDER
DES
DON ARRIGO

Roman nach einer wahren Geschichte

Aus dem Italienischen
von Janine Malz

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage 2023

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

© 2022 Ivan Sciapeconi

Die italienische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel *40 cappotti e un bottone* bei Mondadori Libri s.p.A., Mailand.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer Vorlage von Marzia Bernasconi und Cecilia Flegenheimer

Titelabbildung: © Mark Owen / Trevillion Images (Kind & Koffer);
Joanna Czogala / Arcangel (Kopf) München; FinePic®, München (Zug)

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-222-9

Für Eva, immer

I

»NATAN, MEIN LIEBER NATAN, erinnerst du dich noch an meinen Freund Shlomo?«

»Nein, Papa.«

»Wie, nein? An den zahnlosen Shlomo, den Hypochonder!«

»Nein, ich erinnere mich nicht an ihn.«

»Jedenfalls ist er gestorben.«

»Das tut mir leid.«

»Nicht so schlimm. Eigentlich war er auch gar kein richtiger Freund von mir. Weißt du, welche Inschrift er für sein Grab gewählt hat?«

»Nein, Papa.«

»ICH HAB'S EUCH DOCH GESAGT!«

Mein Vater ahnte nichts von dem, was geschehen würde. Er erzählte Geschichten, weil nicht einmal er sich vorstellen konnte, was geschehen sollte.

Ich hingegen habe es wohl immer irgendwie befürchtet. Deshalb nehme ich schon mein ganzes Leben lang die Beine in die Hand. Von Anfang an. Selbst bei meiner Geburt hatte ich es eilig.

»Da ist er ja«, sagte meine Mutter, und schon lag ich zwischen ihren Beinen. Meine Großmutter hat schon viele Geburten erlebt, aber bei mir schaffte sie es nicht einmal, rechtzeitig Handtücher

und warmes Wasser zu holen. So viel Zeit habe ich ihr nicht gelassen.

Ich lernte, flink zu sein, noch ehe ich das Laufen lernte. Ich stützte mich auf den Händen ab und düste los. Den Körper zog ich hinterher. Irgendwann robbte ich dann auf allen vieren. Ich sah aus wie eine Katze, hat man mir erzählt. Als ich stehen konnte, wusste ich bereits, wie das mit dem Rennen funktioniert.

Ich rannte durch die Straßen von Charlottenburg, ging bei der alten Frau Mizrachi vorbei, holte den Korb mit dem Mittagessen und brachte ihn zu Onkel Hermann. Ich rannte auch überglücklich zur Schule, ohne zu ahnen, dass ich dort auf Frau Meyer treffen würde.

Ich rannte zum Fenster und sah die ersten Feuer rings um unser Haus. Es war November, aber nicht kälter als sonst. Es gab gar keinen Grund, ein solch großes Feuer zu entzünden. Das Feuer hatten die Braunhemden gelegt.

»Warum tun sie das?«, fragte ich meine Mutter.

»Weil sie Angst haben.«

Ich verstand nichts. Ich war noch klein. Seitdem sind vier Jahre vergangen. Vier Jahre machen einen großen Unterschied.

»Aber jetzt schnell, ab ins Bett«, sagte meine Mutter damals.

Ich renne stets und ständig, niemand kann mich schnappen. Das ist bislang nicht passiert und es wird auch nie passieren, weil ich nie anhalte. Auch jetzt, da ich im Zug sitze, renne ich eigentlich. Ich atme abgehackt und habe Schweiß auf der Stirn. Meine Muskeln brennen. In der Brust spüre ich mein Herz pochen. Mein Herz kann kaum mit meinem Atem Schritt halten. Es schlägt so heftig, es ist ein Wunder, dass meine Sitznachbarn es nicht hören können.

Ich behalte die Abteiltür im Blick. Jedes Mal, wenn sie sich öffnet, erfüllt Lärm den Waggon. Insgeheim wappne ich mich dafür,

jederzeit den Koffer umzustoßen. Die Braunhemden sind nie einzeln unterwegs. Wenn ich es schaffe, einen zu Fall zu bringen, fallen sie alle.

Nach den ersten Brandanschlägen hat mein Vater aufgehört zu lachen. Zuvor war er ein Mann voller Humor. Manche haben einen reichen, andere einen abwesenden oder strengen Vater. Mir hatte das Leben einen lustigen Vater gegeben. Etwas Besseres hätte ich mir nicht wünschen können.

Mein Vater saß auf seinem grünen Samtsessel, an dem die Armlehnen und die Kopfstütze vom Zahn der Zeit und vom vielen Nachdenken nach dem Mittagessen verschlissen waren. An diesen Nachmittagen hörte man vom Sessel her ein leises, regelmäßiges Pfeifen. Dann schlich ich mich heran, um das Innere seines Mundes zu inspizieren, um zu sehen, ob sich darin ein geheimer Mechanismus befände, denn von dort kamen seine Geschichten.

Wenn er nicht gerade ein Nickerchen hielt, hörte er die Radio-sendungen der Nachbarn.

»Weißt du, es ist ein großes Glück, in einer Bruchbude zu wohnen«, sagte er dann. »Die Reichen wohnen in Häusern mit dicken Wänden, durch die kein Laut dringt. Stell dir nur vor, sie sind gezwungen, ein eigenes Radio nur für ihre Familie anzuschaffen. Die Reichen geben jede Menge Geld dafür aus, reich zu sein. Wir hingegen müssen nur das Ohr an die Wand pressen.«

Ansonsten las er. Stapelweise Bücher, die sich auf dem Hocker und auf dem Boden, rings um den Sessel oder wo er sich sonst aufhielt, türmten. Er las alles, was er in die Finger bekam, aber am liebsten las er Liebesromane, aber nur die, die gut ausgingen. Mit Gedichten hingegen konnte er nichts anfangen. Er hatte es probiert, aber kein einziges lustiges Gedicht gefunden.

Wenn ihm eine Geschichte, ein Wortspiel oder ein Witz ein-

fiel, ließ er alles stehen und liegen, und auch alle anderen mussten alles andere stehen und liegen lassen.

»Witze darf man nicht entwischen lassen, denn sie verraten dir viel über den Charakter eines Menschen. Nehmen wir deinen Großvater beispielsweise. Dein Großvater war Ungar und über einen Witz lachen die Ungarn dreimal: das erste Mal, wenn sie ihn hören, das zweite Mal, wenn sie ihn nacherzählen, und das dritte Mal – dazwischen vergeht allerdings viel Zeit –, wenn sie ihn endlich kapieren. Wenn du denselben Witz aber dem alten Herrn Mann erzählst, der unter uns wohnt, der ein echter Deutscher ist, wie er im Buche steht, wirst du Folgendes erleben: Er lacht nur zweimal. Das erste Mal, wenn er ihn hört, und das zweite Mal, wenn er ihn nacherzählt. Mehr nicht. Denn den Witz hat er nicht kapiert und wird ihn auch nie kapieren.«

Das war typisch für meinen Vater – er erzählte seine Geschichten in Etappen. Und man wusste nie, wie lange sie dauern würden und wann die Vorführung zu Ende wäre.

»Weißt du, wer die Schlimmsten sind? Die Sowjets. Die Sowjets lachen nur einmal, und zwar nur, wenn sie deinen Witz hören. Weil sie ihn unmöglich kapieren können. Deshalb kannst du dir sicher sein, dass sie ihn nie weiterzählen werden. Ein Sowjet weiß, er sollte sich besser um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.«

Ende. Zumindest scheinbar.

»Und die Juden?«, meldete ich mich zu Wort. »Wie oft lachen wir Juden, Papa?«

»Tja, wir Juden, fragst du. Wir Juden lachen nicht. Nie, vergiss das nicht. Nicht ein einziges Mal. Weil wir die Witze alle schon kennen!«

Und an diesem Punkt, wenn er zu Ende erzählt hatte, lachte er schallend. Dann legte er beide Hände auf seinen runden, wei-

chen Bauch und lachte. Die Hände rutschten rauf und runter und schafften es kaum, all die Freude im Zaum zu halten, die sich in seinem Bauch ballte.

Mein Vater kaufte und verkaufte Stoffe, aber es lag nicht an seiner Arbeit, dass wir arm waren. Es gab auch reiche Händler und Tuchhändler, die es zu Wohlstand gebracht hatten. Wir nicht. Wir waren arm, sind es immer gewesen. Mein Vater lehnte es ab, andere über den Tisch zu ziehen, weigerte sich, den einzigen Weg einzuschlagen, mit dem man ordentlich verdienen konnte. Mit ehrlicher Arbeit ist noch niemand reich geworden. Mit Betrüge- reien, das ja, oder durch einen wundersamen Geldsegen, aber nicht mit ehrlicher Arbeit.

Als Kind hatte er seine Mutter zu einem Rabbiner begleitet. Damals, im Angesicht dieses Mannes mit langem Bart und hellen Augen, hatte er verstanden, dass es immer so weitergehen, dass er immer arm bleiben würde. Der Rabbiner wirkte weise, selbst wenn er nichts sagte. Da hatte mein Vater seinen Mut zusammen- genommen und ihm eine Frage gestellt. Kurz zuvor hatte er sich mit einem Freund gestritten, ein blödsinniger Streit unter Kindern, aber er lag ihm noch immer wie ein Stein im Magen.

»Was soll ich jetzt tun, Rabbi«, hatte er gefragt, »wie soll ich mich verhalten ...?«

Der Rabbiner hatte geantwortet: »Was du nicht willst, das man dir tu', das füg auch keinem andern zu.«

Es war eine kurze, schlichte und logische Regel. Eine, die selbst für jemanden wie meinen Vater funktionierte, der sonst nichts mit der Religion am Hut hatte.

So kam es, dass sich ab diesem Moment alle Leute, die er traf, seine witzigen Geschichten anhören mussten. Wer andere zum Lachen bringt, gewinnt ihr Vertrauen, deshalb hatte er jede Menge Freunde im gesamten Kiez, aber auch über Charlottenburg hinaus.

Seine Freunde verteilten sich über ganz Berlin. Männliche Freunde, wie er immer betonte, denn eine Frau zum Lachen zu bringen, barg Gefahren. »Denk daran, Natan: Alle wollen ein Kind mit einem lustigen Mann. Deshalb, um jegliche Missverständnisse zu vermeiden, erzähl Frauen immer nur tragische Geschichten. Versprich mir das.«

»Versprochen.«

»Gut.«

Mein Vater brachte seine Zeit draußen auf der Straße zu, wo er, den Handwagen beiseitegestellt, mit Freunden plauderte, die zufällig vorbeikamen. Wenn der Tag so verlief, kehrte er zufrieden zurück.

Weit weniger zufrieden war meine Mutter, die beim Einkaufen anschreiben lassen musste und die Kleider auf links wendete, um ihnen neues Leben einzuhauchen.

»Sie sind völlig hinüber, so sieht's aus«, sagte sie oft, vor allem beim Abendessen. »Tja, wer weiß, was das für ein Gefühl sein muss, wenn man beim Einkaufen nicht jeden Pfennig dreimal umdrehen muss.«

Worauf mein Vater entgegnete: »Kein besonderes. Außerdem würdest du selbst dann einen Grund finden zu murren, wenn du Königin wärest, mein Klößchen.«

Meine Mutter wurde daraufhin noch wütender oder tat zumindest so, immerhin hatte sie meinen Vater gerade wegen seiner Ungezwungenheit geheiratet. Denn ein unbeschwertes Gemüt verleiht auch den Menschen an seiner Seite Flügel. Und auch deshalb, weil er ihr von Büchern erzählte, die sie selbst nie gelesen hätte, und weil er die romantischsten Passagen auswendig konnte.

So ging das Leben jahrelang dahin. Bis zu jenem Mittwoch im November, als ich zum Fenster rannte und in der Ferne die Flammen erblickte.

Am nächsten Tag war das Gesicht meines Vaters blass und faltig. Die wenigen verbliebenen Haare waren dünn wie Spinnweben und weiß, wie von Frost überzogen. In jener Nacht träumten wir von Braunhemden, die in die Häuser eindringen, in die Geschäfte, auch bei uns in der Nähe, in Charlottenburg. Meine Mutter, mein Vater und ich hatten denselben Traum. Mein Bruder Sami nicht, oder zumindest hat er kein Wort darüber verloren. In diesem Traum, wie in der Wirklichkeit, haben die Braunhemden alles in Flammen gesetzt, wo wir uns sicher fühlten: die Synagogen, die Friedhöfe, die Geschäfte. Einfach alles.

Sie haben überfallen, zerschlagen, zertrümmert, zerfetzt, eingetreten, an sich genommen, geprügelt, geworfen, geschubst, gezerrt, fortgeschleppt. Und verbrannt.

Uns ist zu Hause nichts dergleichen passiert. Nichts Schlimmes. Niemand ist zu uns gekommen, niemand hat uns direkt bedroht. Und dennoch hat mein Vater aufgehört zu lachen.

Lediglich ein Bild fiel auf unerklärliche Weise herunter von der Wand, die uns von den Nachbarn mit dem Radio trennte. Das Bild fiel herunter und hinterließ ein dunkles feuchtes Rechteck. Während alle, die wir kannten, Zerstörung und Brände beweinten, haben wir nur erlebt, wie ein Nagel spontan nachgab und ein Bild herunterfiel. Mehr nicht.

Mein Vater verließ das Haus nicht mehr. Stattdessen starrte er auf die rechteckige Leere mitten an einer Wand, die nicht mehr zu uns sprach. Es war, als erwarte er von dieser Leerstelle, dieser Stille, ein Zeichen, eine Art Handlungsempfehlung. Als sei das Bild der Geist eines Vorfahren, der ihm weiterhelfen könne. Eine übernatürliche Kraft, die uns aus dem Jenseits den richtigen Weg weisen würde.

Dann klopfen sie an die Tür. Es war Nacht, draußen sah es wunderschön aus. Alles war schneeweiß und still: Nur die Hufe

der Pferde und die Räder, die auf der Straße rutschten, waren zu hören. Wir waren bereits im Bett, mein Bruder Sami schlief weiter, zumindest anfangs. Ich habe die Schläge gehört, habe sie hereinkommen sehen. Sie waren zu viert, vier Männer, zwei davon in dunklen Mänteln und Stiefeln, an die anderen erinnere ich mich nicht. Ich habe nur die ersten beiden gesehen, die vorne standen. Der Rest ist ein einziges Wirrwarr. Einer brüllte Befehle, niemand wollte wissen, wer wir waren. Wir haben sie auch nicht gefragt, wer sie sind. Sie haben meinen Vater nach draußen gezerrt, auf die Straße, und ihn auf einen Wagen geladen, mit Gewalt. Nicht, dass er sich gewehrt hätte. Sie handelten so, weil man es ihnen so beigebracht hatte: Das waren die richtigen Bewegungen, die man nachahmen musste. Fast wie beim Tanzen.

Ich habe geschrien. Doch nichts geschah. Also habe ich noch mal geschrien und die ganze Zeit weitergeschrien. Auch jetzt schreie ich noch immer, im Traum, vor allem, wenn es draußen schneit. In jener Nacht befanden sich keine Schutzengel rings um unser Haus. Weder in Berlin noch an irgendeinem anderen Ort. Nur geschlossene Fenster. Und falls jemand etwas gehört hat, falls jemand hinter den Vorhängen gespäht hat, dann nicht, um Salomon, dem Juden, zu helfen. Jenem kleinen Mann, der alle mit seinen Geschichten und Scherzen unterhalten hat.

Daraufhin haben wir unser Haus verlassen, uns in der Lottumstraße 13 versteckt. Dort lebten andere verzweifelte Menschen wie wir, alle unter einem Dach. Wir sind nicht lang geblieben, haben schon bald das Quartier gewechselt, immer wieder. So gingen die Monate, die Jahre dahin. Mindestens zwei, vielleicht sogar drei.

Bis sie erneut an unsere Tür klopfen. Meine Mutter bedeutete mir, still zu sein. Meinem Bruder Sami hat sie den Mund zugehalten, er war noch zu klein, um auf der Hut zu sein. Im Treppenhaus brannte kein Licht. Wer auch immer da klopfte, war im Dunkeln

die Treppe hinaufgestiegen. Bei meinem Vater hatten sie dasselbe gemacht.

Eine Stimme, die wir nicht erkannten, nannte den Nachnamen meiner Mutter, ihren Mädchennamen.

Die Stimme sagte: »Ich bin hier, um Ihnen zu helfen ...« Es war eine Frau, deren geflüsterte Worte durch die Tür und die Wand drangen. Der erste Hauch des bevorstehenden Winters, dachte ich fröstelnd.

»Ich bin Recha. Recha Freier. Wir dürfen keine Zeit verlieren ...«

Meine Mutter ließ sich den Namen wiederholen, der, da bin ich heute ganz sicher, niemals in Vergessenheit geraten wird. Dann öffnete sie.

Als Frau Freier eintrat, nahm sie nicht Platz, sondern blieb neben der Tür stehen, und meine Mutter vergaß ganz ihre guten Manieren. Sie bot ihr nicht an, ihr den Mantel abzunehmen oder ihr etwas zu trinken zu bringen. Sie hörte sich lediglich an, was es anzuhören gab.

»Die Situation hat sich geändert«, sagte Frau Freier. Meine Mutter nickte, während die andere Frau sprach, und ich konnte daran ablesen, dass sie sich irgendwoher kannten. Doch sie waren einander offenbar noch nie begegnet, denn meine Mutter fragte: »Wie kann ich sicher sein? Sie könnten wer weiß wer sein.«

Frau Freier schien über ihr Misstrauen nicht überrascht. Ganz im Gegenteil, sie sah uns mitfühlend an und erwiderte: »Die anderen brauchen keinen Vorwand. Und sie halten sich auch nicht lange mit Diskussionen auf.«

Wir wussten, was sie meinte. Wir hatten es selbst gesehen. Auch Frau Freier wusste, dass wir es wussten, bezog sich aber nicht auf uns, auf das, was wir erlebt hatten.

»Die Situation hat sich geändert«, wiederholte sie. »Man ist nir-

gends mehr sicher. Es gilt, keine Zeit zu verlieren. Sie haben bereits die Männer abgeholt, als Nächstes könnten die Kinder dran sein.«

»Wer?«, habe ich gefragt, aber Frau Freier antwortete nicht. Daraufhin umarmte mich meine Mutter und bat: »Bring Sami rüber.« Dieses »rüber« bedeutete in unserem Fall hinter einen Vorhang. Aber dass Frau Freier sich auf die Braunhemden bezog, das hatte ich dennoch begriffen.

»Wir haben die Fahrkarten und die Pässe«, fuhr Frau Freier fort, als wir außer Sichtweite waren. »Wir können die Kinder verschicken, aber nur die größeren. Mehr können wir nicht tun. Es wird keine einfache Reise. Der Kleine ist hier bei Ihnen am sichersten aufgehoben.«

Mehr konnten sie nicht tun. Wir würden uns trennen müssen. Und sie sprach von »Reise« statt von »Flucht«. Gesegnet sind die Menschen, die ihre Worte sorgsam wählen.

Ich packte in meinen Koffer wenige Kleider, eine Wasserflasche, einen Viertel Laib Brot, ein Buch. Wozu das Buch, weiß ich auch nicht. Vielleicht weil ich eine Reise antrat, keine Flucht. Meine Mutter weinte nicht. Ja, es war definitiv eine Reise, keine Flucht.

»Wir werden bald zu dir nachkommen, nach Eretz Israel«, sagte sie. Dann umarmte sie mich und Sami. Sami tat so, als würde sie ihn dabei erdrücken.

Dann nahm Frau Freier das Gesicht meiner Mutter in beide Hände und sprach in einer unbekanntenen Sprache mit ihr. Unbekannt für mich, aber nicht für sie, die antwortete, als sei sie ihr wohlvertraut. Keine Ahnung, wie lang schon, keine Ahnung, woher.

Die letzte Erinnerung an meine Mutter ist eine Aneinanderreihung von Konsonanten, deren Bedeutung sich mir nicht erschloss.

An jenem Abend hat Frau Freier mich und andere Kinder aus

der ganzen Stadt eingesammelt. Jedes Mal sind wir im Dunkeln die Treppen hinaufgestiegen. Sie hat geklopft und wir haben schweigend auf dem Treppenabsatz gewartet.

»Uns bleibt keine Zeit mehr, sie kommen jeden Moment«, sagte sie wieder und wieder, und jedes Mal kam ein Mädchen oder ein Junge heraus. Niemand hat geweint, solange die Tür offen war.

Schnellen Schrittes sind wir die ganze Nacht hindurch gegangen. Wir kamen an einem Bahnhof vorbei, wo die Züge nach Hamburg abfahren. Dort, ein wenig versteckt hinter den Bäumen und einer hohen Hecke, gibt es eine Kneipe mit Blumenkästen an den Fenstern, über der ein Holzschild prangt. Von der Straße aus sieht man es nicht, aber drinnen betrinken sich die Leute bis zum Umfallen. Das weiß ich, weil mein Vater es mir erzählt hat.

»Da war ich mal drin«, hatte er mir einmal gesagt. »In der Kneipe da, siehst du sie?«

»Wolltest du dich betrinken?«, fragte ich erschrocken.

»Nein, nein. Ich war auf der Suche nach einem Freund. Nur dass zusammen mit mir so ein Schnösel hineingegangen ist, in braunem Hemd. Er hatte sich kaum an den Tisch gesetzt, da rief er: ›Ruhe! Hört mal! Heute Abend gebe ich für alle eine Runde aus. Für alle! Außer für den da.‹ Mit ›den da‹ war ein Jude mit *Kippa* gemeint. Ein Mann, der abseits dasaß und niemanden störte. Der Ärmste gab keinen Mucks von sich. Er schien nicht einmal beleidigt zu sein. So kam es, dass nach einer Weile der laute Mann wieder aufstand und sagte: ›Noch mal eine Runde für alle. Aber nicht für den da, denn das ist ein Jude und mit Juden habe ich nichts zu schaffen.‹ Und die Leute tranken, und der Jude blieb weiterhin still und für sich. Kannst du dir das vorstellen? Er hat sich von all dem nicht provozieren lassen und blieb völlig gleichmütig.«

»Aber wieso hassen uns die Leute so, Papa?«, hatte ich gefragt.

»Lassen wir das, du weißt ja noch gar nicht, wie es dann wei-

terging. Jedenfalls vergehen einige Minuten und der Mann – inzwischen wütend geworden – wirft mit lauter Schimpfwörtern um sich und gibt erneut eine Runde aus. Allen, außer dem Juden. Da hebt der Jude einen Moment lang den Blick und dankt ihm! Du hättest den Schnösel mit dem braunen Hemd sehen sollen, er wurde fuchsteufelswild. Daraufhin ging er zum Tresen und fragte: ›Sag mal, is' der bekloppt? Ich zahle allen die Getränke und provoziere ihn, und er bedankt sich noch bei mir?‹ Der Mann hinterm Tresen, der gerade die Bierkrüge abgetrocknet hatte, hielt sie ins Gegenlicht, um zu sehen, ob Schlieren darauf waren. »Klar bedankt er sich bei Ihnen«, antwortete der Mann, »das ist schließlich der Eigentümer der Kneipe ...«

Nun, da ich an dem Lokal vorbeikam, war das Lachen meines Vaters nicht einmal mehr eine Erinnerung. Sondern die Erinnerung an eine Erinnerung.

Hätte er mir damals auf meine Frage geantwortet, hätte er mir erklärt, wieso sie uns so hassen, vor allem die Braunhemden, hätte ich ihm vielleicht gesagt, er solle aufhören. Sollte nicht mehr irgendwelchen Geschichten oder Freunden in Berlin hinterherrennen, sondern wegrennen.

So wie ich, hier und jetzt im Zug, zusammen mit den anderen Jungen und Mädchen von Recha Freier. Ich drehe mich zu Hans und Sonja um. Sie schlafen tief und fest. Ein Zug fährt auf Schienen, kann also keine Haken schlagen. Falls die Braunhemden uns aufspüren, können wir wenig tun. Vielleicht haben die anderen recht und ich kann ebenso gut schlafen.

Viele haben kaum die Augen zugemacht und sind schon weggedämmert. Sie spüren zwar nach wie vor die Gefahr, doch sie haben nicht die Kraft, noch irgendetwas zu tun.

Joško ist der Einzige, der außer mir wach ist. Er blickt aus dem

Fenster, ich blicke zu ihm. Er hat das Gesicht von jemandem, der nie schläft. Nie mehr als eine Stunde pro Nacht. Nie mit zwei Augen gleichzeitig. Eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit, doch wenn es einer kann, dann er: Josef Indig, von seinen Freunden Joško genannt. Auch sein Name wird niemals vergessen werden.

Es ist beinahe hell, bald erreichen wir die italienische Grenze. Vor unserer Abfahrt hat Joško gesagt: »Wir müssen es über die Grenze schaffen. Sobald wir erst einmal drüben sind, sind wir sie los.«

Ich habe gar nicht erst gefragt, wer »sie« sind. Wenn wir von »ihnen« sprechen, sind immer die Braunhemden gemeint.

»In Italien sind wir sicher«, hat er hinzugefügt. »Ziemlich sicher.«

Auch das habe ich nicht hinterfragt: »ziemlich sicher« ist nicht dasselbe wie »sicher«. Doch so genau wollte ich es lieber nicht wissen.

Aus dem Magen höre ich ein Grummeln, ein leeres Grollen. Ich freue mich über meinen Hunger. Denn das heißt, dass meine Furcht vorüber ist. Das heißt, dass auch mein Inneres sich »ziemlich sicher« fühlt. Die letzten Tage habe ich weder Hunger noch Durst, weder Kälte noch Hitze gespürt. Wenn man flüchtet, setzt das Gehirn aus und die Beine übernehmen.

Der Zug wird langsamer, Joško steht auf, nimmt seinen Rucksack und weckt jene, die noch schlafen. Er legt eine Hand auf die Schulter derer, die unmittelbar reagieren, und rüttelt jene wach, die keine Anstalten machen aufzustehen. Außer bei Benno. Bei Benno setzt er sich daneben. Ihm legt er einen Arm um die Schultern und flüstert ihm etwas ins Ohr. Benno ist erst neun. Nach allem, was er durchgemacht hat, verdient er es, sanft geweckt zu werden wie ein Kind.

Wenn ich ihn so beobachte, macht Joško noch denselben Eindruck auf mich wie damals, als ich ihn auf dem Kommissariat von Maribor zum ersten Mal sah. So zerbrechlich. Wie ein unruhiges Blatt zu Füßen eines Baumes. Ein Blatt, das auf einen Windstoß wartet, der es fortträgt. Und dennoch hat Frau Freier auf ihn gesetzt. Spätestens das hätte mich dazu bringen müssen, meinen Eindruck zu überdenken.

In jener Nacht, als sie uns abholte, brachte uns Frau Freier in die Meinekestraße. Dort waren wir tagelang eingesperrt und haben auf die Ankunft der anderen gewartet. Die Neuen blieben stumm, suchten sich einen freien Platz an der Wand. Ich habe beobachtet, wie sie, mit dem Koffer im Arm, in sich zusammensanken, reglos, und erst im Lauf der Zeit zu neuem Leben erwachten. Sie wurden langsam wieder zu Jungen und Mädchen, zumindest ein wenig. Niemand von uns ist wie zuvor.

Dann sind wir, ohne jede Vorwarnung, aufgebrochen. Frau Freier hat uns in Gruppen aufgeteilt, und wir sind mit dem Zug nach Wien gefahren. Jede Gruppe hatte einen Verantwortlichen. Unserer hieß Arnold, trug eine dicke Brille, war ungewöhnlich groß und hatte bereits einen krummen Rücken. Im Falle von Schwierigkeiten würde er die Entscheidungen treffen. In Wien trennten wir uns von den anderen. Nach Graz nahm jede Gruppe einen anderen Zug. Als wir mitten in der Nacht ankamen, stand vor dem Bahnhof wie angekündigt ein mit Holz beladener Lkw bereit. Frau Freier, beziehungsweise »die Organisation«, hatte uns genaue Anweisungen gegeben. Wir legten uns auf die Holzstämme, die nach Harz und den Bergen rochen, und deckten uns mit von Ruß schwarzen Decken zu. Wir dachten, wir müssten sterben. Während wir allmählich die Serpentina bergauf fuhren, drang die Kälte in unsere Lungen ein und nahm uns beinahe den Atem. Der Schmerz kroch von den Zehen hinauf. Der Wind pffif, heulte viel-

mehr, wie eine hungrige Bestie. Doch hätten wir geahnt, welchem Grauen wir entkamen, hätten wir uns nicht beklagt.

An der Grenze zu Jugoslawien lud uns der Lkw vor einer Schäferhütte ab.

»Wartet hier«, sagten die Männer und kehrten Richtung Stadt zurück. In der Hütte sollten wir auf die Schleuser treffen. Diese sollten uns zu essen und etwas Warmes zu trinken geben, ehe wir die Grenze passieren würden. Aber die Hütte war verschlossen und die mit einem Metallkreuz geschützten Fenster zu klein, um hineinzuklettern. Der Schnee reichte uns bis zu den Knien. Windböen peitschten die Flocken umher. Arnold hatte kaum die Brille geputzt, da war sie schon wieder weiß überzogen. Wir saßen fest.

Unsere einzige Hoffnung war, dass die Schleuser nicht im Voraus bezahlt worden waren. Denn sofern sie nicht noch das Geld einkassieren mussten, wäre es für sie bequemer gewesen, uns hier draußen erfrieren zu lassen, anstatt das Risiko einzugehen, uns über die Grenze zu bringen. So standen wir im Dunkeln, eine völlig unnütze Fracht.

Einige von uns setzten sich an einer windgeschützten Stelle auf den Boden und lehnten sich an die Wand. Zogen den Mantelkragen hoch und schlangen die Arme um den Körper. Sie saßen bequem und wären weggedöst, wenn Arnold nicht seine Brillengläser geputzt hätte. Wenn er es nicht bemerkt hätte. Er schrie Worte, die der Wind fortriss. Dann begann er an ihnen zu zerren, sie mit Kraft hochzuziehen, zwang sie aufzustehen. Und jenen, die einfach nicht hören wollten, die zu schwer waren, um sie hochzuheben, trat er gegen die Füße, bis sie reagierten. Er schrie immer weiter, bis sie auf ihn hörten.

Denn wer derart inmitten von Kälte und Schnee einschlieft, würde nie mehr aufwachen.

»Dann wäre alles umsonst gewesen. Verstehst du?« So viel im-

merhin habe ich verstanden, als Arnolds Stimme einmal den Wind übertönte. Und er hatte recht: Frau Freier, die Zugfahrt, die leeren Koffer und der Schmerz der Menschen, die wir in Deutschland zurücklassen mussten, wären umsonst gewesen. »Da hättet ihr auch gleich zu Hause bleiben und dort sterben können! Im Warmen!«

Dann sagte jemand: »Seht nur, seht nur ...«

Auch diese Worte wurden vom Wind verschluckt, aber wir folgten mit den Blicken seinem ausgestreckten gefrorenen Handschuh. Dort sahen wir einen Pferdewagen, der mühsam die Straße hochzuckelte, und rannten los. Alle zusammen, wie eine Horde von Banditen, von Verzweifelten. Es bedurfte keiner weiteren Erklärung. Der Mann ließ uns aufsteigen und deckte uns mit einer Plane zu, die, obwohl sie steif gefroren war, immerhin die heftigsten Windstöße abhielt. Es kam uns vor, als seien wir nun in Sicherheit, als gäbe es doch noch Hoffnung für uns.

Der Wagenfahrer war nicht der Schleuser, auf den wir gewartet hatten. Er war einfach jemand, der auf dem Rückweg nach Hause auf eine Gruppe von Hilfesuchenden gestoßen war, Mädchen und Jungen, die mit ihren Straßenschuhen und Stadtmänteln nicht für die Berge gerüstet waren. Sie hatten sich verirrt, und er half ihnen. Das war alles. Aus seiner Sicht gab es keinen Grund, lange nachzudenken. Und so fuhr er uns mit seinem Wagen die Serpentine hinunter, suchte das nächstgelegene Polizeirevier auf, um zu fragen, was nun zu tun sei, wie er uns helfen könne. Die logischste Lösung war auch die einfachste: uns zu unseren armen, sich sorgenden Familien zurückzuschicken. Zurück zu den Braunhemden.

Das Kommissariat von Maribor war ein elendes Loch. Es stank so sehr nach Kohl und Schimmel, dass selbst uns, die wir am Verhun-

gern waren, übel davon wurde. Der Ofen brannte, und man gab uns Decken, aber wir zitterten dennoch wie Espenlaub.

Ein Mann brachte uns eine Suppe und später ein warmes, dunkles Getränk. Es schmeckte nach nichts, war einfach nur warm und dunkel.

Alles an diesem Mann sprach dafür, dass er Polizist war – die Uniform, die Stiefel, die Schirmmütze – alles außer sein Gesicht. Sein Gesicht war das eines Landarztes oder Lehrers. Eines Menschen, der auf sein Gewissen hört. Es schien, als sei er dorthin strafversetzt worden.

Wir verstanden kein Wort, nur dass er mit den anderen Polizisten stritt. Aber als Kommissar hatte er das Sagen im Kommissariat.

Der Kommissar Uroš Žun – sein Name bleibt unvergessen – ging auf und ab, telefonierte und protestierte. Er gab lauthals Befehle in einer uns unbekanntem Sprache. Die anderen befolgten sie, aber sobald er ihnen den Rücken zukehrte, sahen sie sich an und schüttelten den Kopf oder zuckten resigniert mit den Achseln. Mehr trauten sie sich nicht.

Dann traf ein Telegramm ein, das der Kommissar Žun still las, und seine Männer entspannten sich. Einer knöpfte seinen Hemdkragen auf, ein anderer schenkte sich ein Glas des dunklen Getränks ein. Es wurden amüsierte Blicke ausgetauscht. Siehst du? Das passiert, wenn man Befehle von oben bekommt.

Doch stattdessen nahm Uroš Žun das Telegramm und warf es in den Papierkorb. Er zerriss es nicht, schien nicht mal wütend zu werden, er ließ es einfach fallen, und sofort waren die Gesichter derer, die um ihn herumstanden, wieder finster.

Dann griff der Kommissar erneut zum Hörer. Von dem Nebenraum aus, in dem wir uns befanden, beobachteten wir durch einen kleinen Spalt in der Wand, wie er zur Tür ging und sie öffnete. Ein

kalter Windstoß fegte herein, und zuerst war das das Einzige, was mir auffiel: dass die Kälte zurückgekehrt war. Doch dann lief der Kommissar an einem Fenster vorbei, und im Gegenlicht sah man neben ihm die Umrisse eines schwächtigen Kerls. Es kam mir vor, als hätte er Flügel. Ein Vögelchen, dachte ich.

Auch jetzt, hier im Zug nach Modena, kommt es mir vor, als könne Joško jederzeit fortfliegen. So wie er all die anderen geweckt hat, tritt er auch an mich heran und sagt: »Wir sind fast da.«

»Ja, ich bin bereit«, antworte ich, und er geht weiter, wobei er sich immer wieder umdreht, sich vergewissert, dass sich niemand wieder hinsetzt. Dass niemand so müde ist, dass er lieber im Zug bleibt.

Das kann passieren, wie ich weiß, weil es mir im Kommissariat Maribor so ergangen ist: Am liebsten wäre ich dort im Warmen geblieben, bei Uroš Žun. Stattdessen wandte sich Joško an uns: »Ich werde euch nach Zagreb bringen. Die anderen Freier-Kinder warten schon dort.«

Ich hatte ihn nie zuvor gesehen, wusste nicht, wer er war, aber als ich den Namen von Frau Freier hörte, hatte er mich überzeugt, so wie sie vor meiner Abreise meine Mutter überzeugt hatte. Als hätte er ein Zauberwort genannt.

In Zagreb war unsere Gruppe sehr viel größer als jetzt. Dort sind wir nur kurz geblieben, zwei Monate vielleicht, dann haben wir uns getrennt. Diejenigen, deren Papiere in Ordnung waren, sind sofort mit Frau Freier aufgebrochen. Es war offensichtlich, dass es ihr anders lieber gewesen wäre, aber es war zu riskant, mit der ganzen Gruppe unterwegs zu sein. Eine Kontrolle, eine einzige nur, hätte gereicht, und alle wären verloren gewesen.

»Wir kümmern uns um diejenigen, die hierbleiben«, hatte Joško vorgeschlagen. »Wir warten auf die fehlenden Stempel und

dann machen wir uns auf den Weg, über dieselbe Route.« Mit dem Zug in die Türkei und von da aus weiter nach Palästina, zu Fuß, wenn nötig.

»Wir sind da, falls etwas schiefläuft«, hatte Helene hinzugefügt.

»Ja, fahrt ruhig, wir kommen nach«, hatte Boris beteuert. Auch Schoky und die anderen Erwachsenen waren einverstanden.

Das hatte Frau Freier schließlich überzeugt und sie gab widerstrebend nach. Wir würden in zwei Gruppen reisen: eine vorneweg, die andere hinterher. Ich gehörte zu jenen, die blieben. Für mich gab es keine Papiere. Offenbar habe ich besorgt gewirkt, denn Helene kam auf mich zu und sagte: »Es ist nur noch eine Frage von Tagen.«

»Klar«, entgegnete ich.

Falls etwas schiefging, würden die Erwachsenen auf uns aufpassen.